

Bartels, Logik und Weltbild

**Kieler Beiträge zur Politik
und Sozialwissenschaft**

**Herausgegeben von
Wilfried Röhrich und
Carsten Schlüter-Knauer**

Band 4

Hans-Peter Bartels

Logik und Weltbild

Springer Fachmedien Wiesbaden GmbH 1992

ISBN 978-3-8100-0925-8

ISBN 978-3-663-10682-1 (eBook)

DOI 10.1007/978-3-663-10682-1

© 1992 by Springer Fachmedien Wiesbaden

Ursprünglich erschienen bei Leske + Budrich, Opladen 1992

Das Werk einschließlich aller seiner Teile ist urheberrechtlich geschützt. Jede Verwertung außerhalb der engen Grenzen des Urheberrechtsgesetzes ist ohne Zustimmung des Verlags unzulässig und strafbar. Das gilt insbesondere für Vervielfältigungen, Übersetzungen, Mikroverfilmungen und die Einspeicherung und Verarbeitung in elektronischen Systemen.

Satz: Springer Fachmedien Wiesbaden GmbH

Es bedarf eines weiteren Schubes der Selbstdistanzierung, ehe es möglich ist, den scheinbar einfachen Gedanken, daß jeder Mensch ein Mensch unter anderen ist, in allen seinen Konsequenzen zu erfassen.

Norbert Elias

Inhalt

Einleitung: Orientierungsmittel	9
A. Zur Kritik der zweiwertigen Logik, Metaphysik und Wissenschaft	17
1. <i>Sein und Subjekt</i>	17
Die klassischen Sätze 17 – Identität: Subjekt- überhaupt, Objekt-überhaupt, Absolutes Sein 19 – Die monokontexturale Struktur des Universums 22	
2. <i>Das ausgeschlossene Dritte</i>	24
Die Doppelthematik des Denkens 24 – Reflexionsstu- fen 28 – Vergangenheit und Zukunft 32 – Kenogram- matik 34	
3. <i>Logische Allgemeingültigkeit</i>	36
Interobjektive und intersubjektive Wahrheit 36 – Natur- wissenschaften ohne Subjekte 37 – Die Pseudo-Objekte der Sozialwissenschaften 39	
B. Zur Kritik des monokontexturalen Weltbildes	41
4. <i>Engagement und Distanzierung</i>	41
Von der einwertigen zur zweiwertigen Welt 41 – Ent- menschlichung der Natur 48 – Entmenschlichung der Gesellschaft 50	
5. <i>Technik</i>	53
Die scheinbar eindeutige Kultur 53 – Sachzwänge 56 – Rationalisierung 59 – Maschinisierung der Lebenswelt 62 – Naturzerstörung 65	
C. Mehrwertige Logik, Metaphysik und Wissenschaft	71
6. <i>Klassische und transklassische Mehrwertigkeit</i>	71
Transzendental-spekulativer Idealismus 71 – Wahr- scheinlichkeit 73 – Übergang zur transklassischen Lo- gik 73	

7.	<i>Die polykontexturale Struktur des Universums</i>	75
	Jedes Du ist ein Ich und unzugänglich 75 – Günther und Elias 80 – Konvergenz durch Kommunikation: Verbundkontexturen 84	
8.	<i>Fortschritt der Wissenschaften</i>	86
	Richtiger, angemessener, wirklichkeitsorientierter 86 – Ein, zwei, viele „Methoden“ 91	
D.	Das polykontexturale Weltbild	95
9.	<i>Die große Evolution</i>	95
	Differenzierung und Integration: Kompliziertheit und Komplexität, Hierarchie und Heterarchie 95 – Autono- mie der Wissenschaften 100 – Ein Modell der Modelle 102	
10.	<i>Gesellschaften, die Menschen miteinander bilden</i>	105
	Was Menschen sind 105 – Zum Prozeß der gesellschaft- lichen Entwicklung 109	
	Anmerkungen	114
	Quellenverzeichnis	122

Einleitung: Orientierungsmittel

Bei aller Unzulänglichkeit, das alte Wissen hat immerhin etwas für sich. Es mag bedrohliche Veränderungen andeuten, es mag die Gefahren, die es auszudrücken imstande ist, selbst noch verstärken — es mag unangemessen sein. Aber immerhin: Die Wissenden sind sich des alten Wissens, das sie haben, sicher. Könnte es also zu verantworten sein, angesichts der globalen Überlebensprobleme unserer menschlichen Gesellschaften, angesichts der täglichen Kämpfe jedes einzelnen Menschen das alte Wissen aufzugeben? Und wird sich die Anstrengung lohnen, etwas Neues zu lernen? Wer weiß, wem das neue Wissen nützt! Nützt es allen?

Längst ist die alte Gewißheit brüchig geworden. Jede Antwort auf jene Fragen, die den Wissenden wichtig sind, wird doppelt gegeben. Dabei sind die Fragen so klar, wie man sie überhaupt nur denken kann: Was ist Sein? Was ist Bewußtsein? Oder existentiell als letzte aller Fragen: Warum ist überhaupt Etwas und nicht viel besser Nichts? Und da nun einmal Etwas ist, warum ist es so und nicht anders? Die autorisierten Antworten darauf, die Antworten, die zivilisierte Menschen glauben dürfen und die sie wissen, sind widersprüchlich. Ohne sie hier im einzelnen darlegen zu wollen, seien als Kennworte für die gegensätzlichen gesellschaftlichen Lager der Wissenden „Idealismus“ und „Materialismus“ genannt. Und in beiden Lagern, die eine zeitlang auch als mächtige konkurrierende Staatengruppen organisiert waren, werden die Überlebensprobleme größer. Das alte Wissen hilft immer unzulänglicher, die Gefahren, die Menschen aus der Art ihres fortentwickelten Zusammenlebens mit anderen Menschen in einer von ihnen selbst manipulierten Natur erwachsen, zu kontrollieren. Angesichts der nicht-geplanten Folgen menschlichen Handelns versagen die etablierten Denkmittel.

Aber während sich doch in der Realität an vielen Stellen die Wege der Problemlösung langsam den Problemen anpassen, bleiben die Fragen und Antworten, die dem alten Wissen, dem alten Weltbild, der alten Art des Denkens, Sprechens und Fühlens zugrunde liegen, fraglos akzeptiert. Sie werden stets aufs Neue den Herwanwachsenden vermittelt — planlos durch Konsum und Alltagskommunikation, planvoll durch die lizenzierten Institutionen der Bildung und Erziehung.

Gegen die hilflose Gewißheit der gegensätzlichen alten Fragen und Antworten steht das Lebenswerk eines schon begrabenen, aber noch nicht wirksam gewordenen deutschen Philosophen, Gotthard Günther, der dem neuen notwendigen Wissen, das hier und da schon das Handeln bestimmt, die logische Grundlage schafft. Günther ist sich bewußt gewesen, daß ein „Wechsel des Weltbildes“ den Menschen als „etwas Unwillkommenes, ja Bedrohliches“ erscheinen muß (Vor 1, VII), daß die „emotionalen Hindernisse (...) enorm“ sein werden (Vor 1, XV).

Was Günther anzubieten hat, ist in seiner nur selten so blumigen Sprache „ein neuer Himmel — eine neue Vorstellung von unübersteiglicher Transzendenz.“ (Vor 3, XVI) Er ist sicher: Eine Epoche der Menschheitsgeschichte geht — auch ohne sein Zutun — „unwiderruflich und in rapidem Tempo“ zu Ende (Idee, 43; Vor 2, VII), der Gegensatz von Idealismus und Materialismus ist praktisch und damit „philosophisch irrelevant“ geworden — und mit ihm die „Urfragen“ aller bisherigen Philosophie. (Vor 1, XIII) Zu Ende geht so auch die „Theorie jenes Denkens, das unser Leitstern während der letzten Jahrtausende gewesen ist.“ (Vor 2, VII) Günther will keine neuen Antworten auf „theoretisch ausgeleierte“ Fragestellungen geben; vielmehr entwickelt er ein „neues System von Fragestellungen“, dessen Kern nicht länger die klassische Grundfrage der Philosophie (nach dem Wesen des Seins) ist, „sondern die Frage nach jener Negativität, deren Macht noch von keinem Sein bewältigt worden ist. Das ist die philosophische Urfrage der Zukunft.“ (Vor 2, XV) So wie die alte Metaphysik, das Wissen von den letzten Dingen, die scheinbar keiner Erfahrung zugänglich sind, untrennbar verbunden ist mit der klassischen zweiwertigen aristotelischen Logik, wird eine neue Logik, auf der die Menschen ein neues Weltbild gründen können, einer anderen Metaphysik bedürfen. (Selbst, 50) „Der Besitz einer nicht-Aristotelischen Logik impliziert zugleich die Verfügbarkeit eines neuen metaphysischen Weltbildes.“ (Idee, XIV) Im Gegensatz zur traditionellen Philosophie geht Günther davon aus, daß die Metaphysik als Teil des Bildes, das Menschen von ihrer Welt haben, der empirischen Überprü-

fung zugänglich ist: Eine „abgelebte Metaphysik“ wird „nicht durch neue metaphysische Argumente widerlegt, sondern durch den Aufweis empirischer einzelwissenschaftlicher Daten, die in den bis dato ausgespannten transzendentalen Rahmen des Denkens nicht eingehen wollen.“ (KBW, 170) Wie jedes andere Wissen ist auch das Denken, einschließlich der metaphysischen Begründung, die es sich gibt, von anderen Menschen gelernt. Es ist Wissen, das als Denken oder Sprechen oder Fühlen seinem Gegenstand mehr oder weniger angemessen ist.

Um für die Art, wie Menschen denken, eine wirklichkeitsgerechtere Logik zu finden, muß erst eine neue Metaphysik entwickelt werden, „ein neues ontologisches Wirklichkeitsbild“. Die Formalisierung dieses Wirklichkeitsbildes gibt dann „automatisch eine neue Logik als sekundäres Derivat.“ (Logik, 184)

Was auf diese Weise in das formale Denken der Menschen einbezogen werden soll, ist neben dem klassisch präsenten „Erkannten“ auch das „Erkennen“ als Prozeß. (Emanation, 106) Es geht darum, die erkennenden Einzel-Subjekte, Menschen, und ihre (auf andere Einzel-Subjekte bezogene) Tätigkeit logischem Denken zugänglich zu machen. Denn „eine Logik, die wir nicht operieren können, der wir zuschauen müssen, wie sie uns operiert, ist eine wissenschaftliche Absurdität.“ (Semantik, 9) Zu formalisieren ist das Denken selbst, der Reflexionsprozeß — mit dem Ziel zu einer „Logik der Kooperation zwischen Ich und Du gegenüber dem Objekt“ zu kommen. (Sprache, 66) Auf diese Weise könnte es gelingen, die Steuerung bislang weithin unkontrollierter sozialer Gefahren, die Menschen füreinander darstellen (Günther nennt diese Steuerung in Anlehnung an Karl R. Popper „social engineering“), „auf das Niveau einer zuverlässigen Technik zu bringen.“ (Sprache, 66) Benötigt wird dazu eine „neue metaphysische Konzeption des Verhältnisses des denkenden Subjektes und seiner Reflexionstätigkeit zur Wirklichkeit.“ (Semantik, 5) Eine Logik, sagt Günther an anderer Stelle, ist stets die „metaphysische Selbstdefinition eines Subjekts.“ (Meta, 59)

Diese Selbstdefinition bedarf insofern der Veränderung, als Menschen sich zunehmend nicht mehr — wie sie es etwa in nord-europäischen Gesellschaften seit dem frühen Mittelalter gelernt haben — als vereinzelte Subjekte, Individuen, hart getrennt von allen anderen menschlichen und nicht-menschlichen Objekten um sie herum erleben, sondern (soweit sie um ein realitätsgerechteres Bild ihrer selbst in der Welt bemüht sind) immer mehr als Menschen unter anderen Menschen.

Jedem dieser Menschen wird in Günthers Logik vereinfacht gesagt, ein logischer Wert zugeteilt, eine Art Index der Subjekti-

vität. Anstelle des Subjekt-überhaupt der klassischen Ontologie ist bei Günther realitätsgerechter die Subjektivität (als die Fähigkeit zu reflektieren, sich von der Welt und in gewisser Weise von sich selbst zu distanzieren) auf ebensoviele Einzel-Subjekte verteilt, wie es Menschen gibt.

„Zwar ist alles menschliche Denken“, so wie ein einzelner Mensch denkt, „zweiwertig, und es wird in alle Ewigkeit so bleiben. Die Welt aber, deren sich dieses Bewußtsein theoretisch zu bemächtigen versucht, ist ontologisch mehrwertig.“ (Logik, 198) Die Subjekte, jetzt im Plural, stehen neben (d.h.: in) der weiterhin einwertigen Objektwelt; sie haben keinen höheren Rang (Idealismus), sind aber auch nicht von ihr determiniert (Materialismus).

Gotthard Günthers Argumentation gegen die klassische, zweiwertige, aristotelische Logik und für die transklassische, mehrwertige „Günther-Logik“ läßt sich in sechs Thesen zusammenfassen:

1. Jede All-Aussage — „Alles Sein ist mit allem Denken im Absoluten identisch“ — schließt sich nach den Gesetzen der klassischen Logik aus dem, was sie aussagt, selbst aus. Wenn aber definitionsgemäß außer Sein und Denken nichts Drittes existiert, was ist dann — logisch — der Satz, der die Identität von Denken und Sein feststellt? Die Reflexion kann sich in der zweiwertigen Logik, wenn nicht um den Preis ihrer reflexiven Eigenschaft, nicht selbst zum Gegenstand haben. Und: Im Denken eines Subjekts kann jedes andere Subjekt immer nur als Objekt erscheinen — obwohl es ganz offenbar von den nicht-reflektierenden Objekten verschieden ist.
2. Es ist der Erfahrung angemessener davon auszugehen, daß die Subjektivität niemals und an keinem Ort in einem Subjekt-überhaupt zusammenfällt, sondern daß es in der Wirklichkeit viele Subjekte gibt. Sie sind gerade durch ihre Nicht-Identität definiert und werden logisch produziert durch die fortgesetzte Negation (der Negation der Negation ...).
3. Objekt und Subjekt haben als Denkmotive den gleichen Rang. Da aber nur Subjekte Objekte denken können, sind subjektive (denkende) Subjekte in dieser Beziehung höher-rangig als Objekte und objektive (gedachte) Subjekte.
4. Die objektive Wirklichkeit ist nicht etwas, was als an sich existierend festgestellt werden kann, sondern erscheint als Resultat eines Deutungsprozesses durch den Austausch von Information zwischen einzelnen Subjekten und den Übergang

- von einem Subjekt aufgenommen wird. Information und Bedeutung sind nicht identisch.
5. Sinnvolle Aussagen über die Zukunft sind der klassischen Logik unmöglich.
 6. Der Aussagenkalkül der klassischen Logik ist in seiner „Tiefendimension“ ein strukturelles Fragment. Wird es komplettiert, so erhält man an der logischen „Oberfläche“ die Möglichkeit, mehr als zwei Werte einzusetzen.

In seiner Autobiographie (1975) bedauert Günther, daß seine neue Theorie des Denkens bislang „mit eiserner Beharrlichkeit“ ignoriert worden sei, im Westen wie im Osten. „Es kam niemandem in den Sinn, die mehrwertige Logik als Vehikel einer neuen Weltanschauung einzusetzen, weil der Sinn für den unzerreißbaren Zusammenhang einer gegebenen Logik mit einer bestimmten Weltanschauung heute fast überall verloren gegangen ist.“ (Selbst, 51) Ob „verloren“ oder nicht: Jedenfalls war dieser Zusammenhang für die meisten Menschen mangels alternativer Logik-Systeme überhaupt nicht wahrnehmbar. Zwar haben Bertrand Russell oder Kurt Gödel manche Probleme logisch handhabbarer gemacht — ein neues Weltbild bestimmen sie nicht.

In Ansätzen sieht Günther freilich um sich herum schon überall die enttäuschte Abwendung der Menschen vom alten Wissen der idealistischen und materialistischen Tradition: Der „welthistorische Bruch“, der sich vor allem in den jungen Gesellschaften der USA und der Sowjetunion vollzieht, ist „noch in seinem Anfangsstadium, und Amerika und Rußland leiden beide darunter, daß der emotionale Halt, den die klassische Mythologie des Überirdischen dem Menschen bisher gegeben hat, noch nicht durch Neues ersetzt ist.“ (Selbst, 49) Was den USA und Rußland diesen Bruch mit dem alten Wissen erleichtert, ist die ohnehin größere Distanz zu der „absterbenden europäischen“ (Selbst, 37), philosophisch- oder religiös-metaphysischen Tradition, die sich mit der Industrialisierung in moderner Wissenschaft und Technik objektiven Ausdruck gegeben hat. (Sprache, 63)

Gotthard Günther, ein strenger, etwas altmodischer deutscher Philosoph, der Computer mit K schrieb, begeistert Science-Fiction-Romane las und einen großen Teil seiner Arbeiten von der US Air Force finanzieren ließ, ist mit seinem umfangreichen Werk, vor allem den drei Bänden „Beiträge zur Grundlegung einer operationsfähigen Dialektik“, kaum wirksam geworden. Seine Freunde und wenigen Schüler halten Gotthard Gün-

ther für eine der bedeutendsten Wissenschaftler-Persönlichkeiten des 20. Jahrhunderts. Seine Gegner jedoch, die er bekämpft hat (also fast die gesamte Wissenschaft), haben ihn überhaupt nicht zur Kenntnis genommen. Den Berufsphilosophen und Fachlogikern mag der deutsche Professor im amerikanischen Exil mit seiner mehrwertigen Logik zu abseitig erschienen sein; die empirischen Sozialwissenschaftler aber, die vielleicht gern neue Denkmittel kennengelernt hätten, hat der gelernte Philosoph als Publikum selten angesprochen. Der mögliche Nutzen der Günther-Logik für ein neues, zusammenhängendes wissenschaftliches Weltbild blieb unerkannt. So blüht ein Lebenswerk, das den Übergang von der katastrophischen Dialektik der Aufklärung zu einer aufgeklärten Dialektik, von der Logik des Toten zu einer Logik des Lebendigen beschleunigen will, bisher im Verborgenen.

Gotthart Günther wurde 1900 in einem ländlichen Pastorenhaus im schlesischen Riesengebirge geboren. Er studierte Philosophie in Berlin, promovierte über „Grundzüge einer neuen Theorie des Denkens in Hegels Logik“, emigrierte 1937 mit seiner jüdischen Frau nach Südafrika, wanderte 1940 in die USA ein und wurde 1948 amerikanischer Staatsbürger. Günther arbeitete, finanziell meist nur auf Zeit abgesichert, weiter an dem Problem seiner Doktorarbeit, in „tiefere und weitere Dimensionen der Rationalität“ vorzustoßen, „die bisher unentdeckt geblieben sind.“ (Selbst, 11) Mit dem Aufkommen der neuen Computer-Disziplin Kybernetik, was heute wohl Informatik heißt, wurde Günther auch im Wissenschaftsbetrieb erfolgreich, zuletzt ordentlicher Professor für Electrical Engineering in Urbana/Illinois. 1972 siedelte Günther nach Hamburg über, wo er Gastvorlesungen hielt, seinen Nachlaß ordnete und im November 1984 starb. Der „Spiegel“ — immerhin — widmete ihm einen kurzen Nachruf.

Die grundlegenden Arbeiten Gotthard Günthers an einem neuen, wirklichkeitsgerechteren wissenschaftlichen Weltbild finden einen gewissermaßen empirisch-theoretischen „Überbau“ im Werk des Soziologen Norbert Elias, der wie Günther entscheidenden Wert darauf legt, daß die Menschen, die sich ein Bild von der Welt machen, in seinem Weltbild auch selbst vorkommen.

Norbert Elias, geboren 1897 in Breslau, gestorben 1990, Jude, Atheist, vor den Nazis geflohen nach England, im Exil vergessen, über Nigeria und die Niederlande zurückgekehrt nach Deutschland (West), bei Suhrkamp — endlich — in deutscher Sprache gedruckt und verbreitet, war noch in hohem Alter vom

Außenseiter zu einer Mittelpunktfigur der Soziologie geworden. Seine Prozeß- und Figurationstheorie bietet das fortgeschrittenste allgemeine Modell, das gegenwärtig zur Verfügung steht, um die Entwicklung des gesellschaftlichen Zusammenlebens der Menschen zu erforschen.

In gleicher Richtung wie Günther arbeitete Elias an neuen Formen des Denkens und Sprechens, die den Menschen eine bessere Orientierung in ihrer immer umfassender von Menschen selbst gestalteten Umwelt ermöglichen. Auch er kannte die Widerstände. In seiner Dankrede anlässlich der Verleihung des Theodor W. Adorno-Preises 1977 sprach er von einer „sozialen Krankheit des Intellekts“, deren „Kernsymptom (...) die gedankliche Bindung von Menschen an Orientierungssysteme (...) einer früheren Epoche“ sei, „denen man die Rolle einer unabänderlichen und endgültigen Autorität zuweist; man vermag nicht über sie hinauszudenken.“ (Adorno-Rede, 48)

Eine Verbindung des theoretischen Werks Gotthard Günthers mit dem von Norbert Elias herzustellen, ist der Zweck des vorliegenden Buches. Dabei geht es nicht in erster Linie „ideengeschichtlich“ um die Herkunft der vorgetragenen Argumente oder um den Einfluß bestimmter Autoren und sozialer Strömungen; Kant, Fichte, Hegel und Schelling bleiben bei Günther ebenso im Hintergrund wie auf der Elias-Seite Comte, Marx oder Mannheim. Die Angemessenheit der skizzierten neuen Logik und ihres zugehörigen Weltbildes wird an der Realität zu prüfen sein.

Hans-Peter Bartels

A. Zur Kritik der zweiwertigen Logik, Metaphysik und Wissenschaft

1. Sein und Subjekt

Die klassischen Sätze

In ihrer klassischen Gestalt, die auf Aristoteles (384 - 322 v.Chr.) zurückgeht und die über mehr als zweitausend Jahre bestimmt hat, was als rational gelten durfte und was nicht, gründet die Logik auf drei elementaren Sätzen: auf dem Satz der Identität von Denken und Sein (Lehre vom Begriff), dem Satz vom verbotenen Widerspruch (Urteilslehre) und dem Satz vom ausgeschlossenen Dritten (Lehre vom Schluß). Ein viertes Axiom, der Satz vom zureichenden Grunde (Methodenlehre), behauptet, daß durch die ersten drei Axiome — Identität, Widerspruchsfreiheit und Drittenausschluß — die Allgemeinheit des theoretischen Bewußtseins zureichend, endgültig und transzendental begründet sei; ein allgemeineres und wahreres Denken als jenes, das die klassische Logik definiert, ist nach ihren eigenen Gesetzen nicht denkbar.

Schon dieser Satz, sagt Gotthard Günther, der hier ein erstes Mal kritisch nachhakt, „der Satz, die klassische Logik sei unüberbietbar, setzt eine Logik und Theorie der Wahrheit voraus, die von höherer Allgemeinheit“ ist als die aristotelische Definition. „Damit aber widerlegt die Behauptung sich selbst.“ (Meta, 56) Daß es keine allgemeinere als die klassische, identitätstheoretische Logik geben könne, diese Annahme ist falsch. Die aristotelische Logik kann mit ihren eigenen Mitteln nicht ausschließen, daß eine noch allgemeinere Logik möglich ist.

Was Gotthard Günther zugeben will, ist das Problem, eine andere Logik überhaupt denken zu können. Es liegen, schreibt er, „sehr gute, fast überzeugende Gründe“ vor anzunehmen, daß Menschen den „Bannkreis des aristotelischen identitätstheoretischen Denkens“ niemals überschreiten können. „Unsere klassischen Denkgesetze sind der direkte Ausdruck der Funktionsweise unseres Gehirns.“ (Idee, XI) Das menschliche Gehirn, so nimmt Günther an, funktioniert nach den Prinzipien der Ein-

deutigkeit, Widerspruchsfreiheit und Zweiwertigkeit. „Die aristotelische Logik wurzelt in der physiologischen Unmöglichkeit einer simultanen Ingangsetzung reziproker (inverser) neuraler Reaktionen.“ (Idee, XI) Und: Die „auf der einfachen Antithese von Sein und Nicht-Sein beruhende klassische Logik“ liefert die „primordiale Gestalt des Denkens.“ (Idee, XI)

Ob sich das so verhält oder nicht, ob Menschen sozusagen von Natur aus zum zweiwertigen Denken „angelegt“ sind, spielt für den Verfolg der weiteren Argumentation Günthers keine Rolle. Wichtig ist die Annahme, daß Menschen sich tatsächlich einer zweiwertigen Logik bedienen — wozu auch immer sie „angelegt“ sein mögen. Günthers (Kurz-)Schluß von der Neuralorganisation des menschlichen Gehirns auf die Struktur des Denkens erwachsener Menschen in bestimmten Gesellschaften hat im übrigen weniger mit Logik als mit Analogie zu tun. Daß aber die meisten Menschen heute häufiger in zweiwertigen Strukturen denken als Menschen vergangener Gesellschaften, ist empirisch gut zu belegen. Bei Wissenschaftlern etwa, bei jenen Menschen, die heute wesentlich den Erkenntnisfortschritt der Menschheit organisieren, ist Denken dieser Art Pflicht. — Die Entwicklung des Denkens wird in späteren Kapiteln noch einmal auftauchen, hier genügt die Versicherung, daß es für ein realistischeres Bild der Welt nützlich ist, klassisch-zweiwertig denkende Menschen vorauszusetzen, egal was sie dazu bewogen hat, so und nicht anders zu denken.

Günthers Anliegen besteht darin zu zeigen, daß es möglich ist, eine neue Logik zu entwickeln, mit der Menschen zwar nicht denken können, die aber, indem man über sie und ihre Konsequenzen nachdenkt, viele Probleme, an denen die alte Logik scheitert oder die diese sogar erst schafft, lösen hilft.

Weiter mit Günthers Interpretation der klassischen Logik: „In Übereinstimmung mit einer etwa 2000-jährigen Tradition der Metaphysik behaupten wir, daß der Identitätssatz die metaphysische Identität von Denken und Sein postuliert und daß das zweite Axiom den empirischen Unterschied der beiden in dem Widerspruchsverhältnis von Positivität und Negation formuliert“, während schließlich das Tertium Non Datur, das ausgeschlossene Dritte, „dahingehend interpretiert werden muß, daß Denken und Sein nur unter der Voraussetzung identisch sein können, wenn Positivität und Negativität Wertqualitäten von äquivalenter logischer Mächtigkeit darstellen, neben denen keine dritte logische Dimension mehr definierbar sei, die das strenge Deckungsverhältnis von Denken und Sein zu stören vermöge.“ (Meta, 42)

Die klassisch-metaphysische, das heißt, die angenommene, durch keine Erfahrung zu widerlegende Einheit von Denken und Sein im Sein-überhaupt ist formal-allgemein nur denkbar als Widerspruchslosigkeit, weil jeder Widerspruch die Einheit, die Identität, unterbrechen würde. Für die klassische Logik ist deshalb nur das Widerspruchsfreie logisch denkbar. (Meta, 39)

Der Satz vom verbotenen Widerspruch beruht darauf, daß jede Negation eine indirekte Bejahung vertritt, und jede positive Aussage mittelbar ein verneinendes Urteil formuliert. (Meta, 40) Jede Aussage p ist identisch mit nicht nicht- p . Und eine Aussage p ist nur möglich, wenn eine Aussage nicht- p denkbar ist.

*Identität: Subjekt-überhaupt, Objekt-überhaupt,
Absolutes Sein*

„The General“, schreibt Gotthard Günther, das Absolute, „ist, wie auch immer, etwas, das die Kluft zwischen der Objektivität des Seins und der Subjektivität des Denkens überbrückt. Trotz ihrer unendlichen Vielfalt haben die einzelnen Dinge, die im Universum existieren, etwas gemeinsam, das sie ontologisch verbindet und das der eigentliche Inhalt ihres Wesens ist.“ (Life, 283)¹ So lehrt es die klassische Philosophie in ihrer Basiswissenschaft, der Metaphysik oder spezieller: in der Ontologie, der Lehre vom Wesen des Seins. Die aristotelische Logik begründet die aristotelische Ontologie: Wenn das zweiwertige Denken wahr und unüberbietbar ist, dann kann das Sein nur diese bestimmte angebbare Struktur haben. Und umgekehrt: Wenn dies das Wesen des Seins ist, dann kann nur zweiwertiges Denken wahr und von nicht zu überbietender Allgemeinheit sein.

Welches Sein also erfordert die zweiwertige Logik? Für die klassische Philosophie, schreibt Günther, „ist das absolute Sein, in dem alles gründet, der deus absconditus, der in unerreichbaren jenseitigen Fernen west.“ Der deus absconditus — der weltabgewandte, verborgene Gott. Die Welt als Diesseits hat kein eigenes Sein, sie ist nur abgeleitetes, partikulär Seiendes. „Dieser Abgrund“, so Günther weiter, zwischen der Welt als dem „empirisch-objektiv Seienden und dem es begründenden absoluten transmundanen“, das heißt: überweltlichen, jenseitigen „Sein ist dem Denken nicht überschreitbar.“ Für gläubige Menschen: „Was jenseits‘ ist, offenbart sich dem Bewußtsein nur im Mysterium.“ (Logik, 187)

Zu dieser Einteilung des Universums in Diesseits und Jenseits zwingt die zweiwertige Logik. „Indem man nur einen Wert als

‚designierend‘, d.h. als auf ein Objekt hinweisend, und einen weiteren als ‚nicht-designierend‘ zuläßt, etabliert man damit eine ganz scharfe Trennung von Gegenstand oder Ding auf der einen Seite und Seele bzw. nicht-gegenständlicher Subjektivität auf der anderen. Der die Welt erkennende Geist ist prinzipiell extramundan“, außerweltlich. (Problem, 77) Positivität bezeichnet stets die Objektwelt; der erkennenden Subjektivität, die sich den Gegenständen gegenüber sieht — und sich als Nicht-Objekt erkennt — bleibt die einfache Negation.

Beide Weltkomponenten, Objekt und Subjekt, sind reduzierbar auf endgültige Identität. Alle empirischen Objekte haben als Objekte Eigenschaften gemeinsam, die ihr Wesen ausmachen und letztlich im transzendentalen, nicht sinnlich wahrnehmbaren objektiven Sein-überhaupt gründen, kurz: im Objekt-überhaupt. Ebenso die Subjektivität; in welchen Erscheinungsformen sie auch in der Welt auftritt, ihrem Wesen nach steht sie der ganzen Welt, die sie zu erkennen hat, gegenüber, also außerhalb der Welt. „Gott im Himmel“, bei dem die Seelen sich nach kurzem irdischen Aufenthalt auf ewig wieder sammeln, wäre ein religiöses Konzept für Subjekt-überhaupt.

In der klassischen Interpretation, schreibt Günther, „ist die Subjektivität in ihrem innersten Kern überindividuell und transpersonal, aber doch auf eine innere Einheit bezogen, in der sie zusammengefaßt ist.“ (Problem, 85f.) Als Objekt der Erkenntnis gehört freilich jedes Ich, das von sich zurecht behauptet, ein Subjekt zu sein, eindeutig in die Klasse der Objekte wie jedes andere Ding. „Begriffe wie ‚Ich‘, ‚Du‘ und ‚Wir‘ haben in der uns überlieferten Logik schlechthin keinen Sinn. Logisch relevant ist dort nur die Konzeption: ‚Subjekt-überhaupt‘.“ (Idee, XVIII)

Alle Subjekte fallen im Subjekt-überhaupt zusammen, und täten sie das nicht, so wären sie spätestens auf einer noch allgemeineren Stufe, im Absoluten, vereint, wo Subjektivität (S) und Objektivität (O), Denken und Sein, zur Einheit kommen. Der Satz vom verbotenen Widerspruch läßt aber gar nicht erst zu, daß sich die Subjekte etwa nicht schon im Einheits-Subjekt als identisch erweisen. Günther: „Wenn Denken und Sein metaphysisch identisch sind, dann ist die Trennung von Subjektivität-überhaupt in S' und S'' nur vorläufig und scheinbar. S' und S'' fallen im Absoluten mit O zusammen, und da wahres (objektives) Denken eine Angleichung an und Identifikation mit dem Absoluten ist, konvergieren S' und S'' im Denkprozeß solange gegeneinander, bis sie sich, was die rationale Struktur ihrer relativen Bewußtseine anbelangt, vollkommen decken. Der Denkprozeß repräsentiert dabei die Angleichung und das Denkresultat

die Identifikation von S' und S'' in dem transzendentalen Bereich von Bewußtsein-überhaupt, das seinerseits im Absoluten mit O zusammenfällt. Das ist die ursprüngliche platonische Idee; auf ihr als metaphysischem Schema beruht alle bisherige Wissenschaft.“ (Idee, 12)

In der religiösen, monotheistischen Konzeption des Subjekt-überhaupt ist jedes einzelne Subjekt, jeder einzelne Mensch, „in seiner bloßen Negativität“, so zitiert Günther den deutschen Theologen Friedrich Schleiermacher, von Gott „schlechthin abhängig“. Die Autonomie des Ichs, seine Identität mit sich selbst, ist „bloße Pseudoautonomie. Sie ist leer, formal, negativ und besonders.“ Gegenüber Gott ist das einzelne Subjekt „heteronom“, fremdgesteuert. (Idee, 48f.)

Die zweiwertige Logik bestimmt Subjektivität immer nur negativ. Das Nicht-Objekt, das Nicht-Gegenständliche, das Nicht-Erkennbare muß das Subjekt sein, das selbst erkennt. Wenn aber die klassische Logik sich auf Sein-überhaupt richtet, „dann umfaßt sie ja ‚Alles‘, und es ist ganz unsinnig, sich etwas denken zu wollen, was sich jenseits von ‚Allem‘ befindet“, schreibt Günther (Logik, 190): Daraus folgt: „Sein-überhaupt umschließt Seiendes sowohl wie Nichts. Die klassische Logik versagt, weil sie an der Thematik des Seins nur die Gegenständlichkeit des Seienden begreift und die Frage nach der Nicht-Gegenständlichkeit des im Sein eingeschlossenen Nichts nicht versteht und deshalb auch nirgends logisch bestimmt.“ Diese Logik ist „radikal monothematisch. Sie kennt nur ein Thema: Sein, und sie ignoriert das komplementäre Thema: Nichts.“ (Idee, 15) Monothematik ist aber keineswegs eine notwendige Bedingung logischen Denkens, sondern „nur eine spezielle Eigenschaft eines zweiwertigen Formalismus.“ (Idee, 16) Es sind zwei Werte, von denen der eine als designierend, der andere als nicht-designierend definiert ist, der eine das Erkenntnisobjekt, der andere das erkennende Subjekt vertritt.

Wenn man allerdings die hierarchisch-materialistische Entscheidung der griechischen Klassiker, daß das Nichts stets als Nicht-Seiendes dem Sein untergeordnet ist, verwirft und das Nichts als zweites ebenbürtiges Thema neben das Sein stellt, wird die Logik (mindestens) doppelthematisch und mehrwertig. (Idee, 16) Das Nichts vertritt dann eine Subjektivität, die gedacht, die Gegenstand von Erkenntnis werden kann. Sein und Nichts, Objekt und Subjekt, Materie und Bewußtsein können gemeinsam nur in einem mehrwertigen Formalismus thematisiert werden.

Die christlich-idealistische Variante dieses für die Logik bedeutsamen Verhältnisses von Sein und Nichts läßt die Asymme-

trie unverändert, vertauscht aber die Positionen. Im Gegensatz zur klassischen Philosophie setzt der christliche „Nihilismus“ das „Nichts (und nichts als das Nichts)“ als oberstes metaphysisches Thema über das Sein. Das empirisch Seiende hat also nicht seinen Grund im Sein, wie das Wort nahelegt, sondern im Nichts. Daraus erklärt sich der Schein und Trug des Seienden und seine Vergänglichkeit. (Idee, 18) Der Christ, der die metaphysische Abkunft des Seins aus dem Nichts annimmt, kann mit der gleichen Logik operieren wie der materialistische griechische Klassiker, der das Nichts dem Sein unterordnet. Beide haben jeweils nur ein Thema: Sein bzw. Nichts. Das Verhältnis dieser beiden ist ein Rangverhältnis. Daraus muß sich immer wieder eine zweiwertige Logik ergeben. Und eine zweiwertige Logik läßt nichts anderes zu als immer nur ein Thema.

Die monokontexturale Struktur des Universums

Sein-überhaupt, schreibt Günther, ist klassisch-logisch betrachtet eine „mono-kontexturale“ Struktur. (Logik, 189) Ihre Eigenschaften sind durch die Axiome der klassischen Logik bestimmt: Identität, verbotener Widerspruch, ausgeschlossenes Drittes. Was die zweiwertige Logik zur Kontextur in dem von Günther intendierten Sinne macht, ist das dem Tertium Non Datur beigegebene klassische Zusatzaxiom, der Satz vom zureichenden Grunde: Die Alternative von Affirmation und Negation ist so allgemein, daß sie durch keinen höheren Bestimmungsgesichtspunkt von Positivität und Negativität überboten werden kann. (Logik, 187ff.)

Eine ontologische Kontextur oder Kontexturalität, so definiert Günther den neuen Begriff, ist ein „Bereich, der charakterisiert ist durch einen absolut gleichförmigen Hintergrund und dessen Grenzen bestimmt sind durch ein absolut verallgemeinertes Tertium Non Datur.“ (Life, 286) Die Allgemeinheit einer Kontextur kann nicht überboten werden. Wo die Kontextur endet, endet der Geltungsbereich der zweiwertigen Logik.

In der klassischen Tradition war die Idee der „Schranke etwas Einmaliges, was das ganze Diesseits von einem nur in der religiösen Erfahrung erahnbaren Jenseits trennte. In sich selbst besaß die diesseitige empirische Welt solche Schranken nicht. Das heißt, das erfahrbare, uns gegenständlich gegebene Universum stellte, vom Standpunkt des Logikers aus gesehen, eine universale, streng kontexturale Einheit dar, in deren rationalem Bereich es keine dem theoretischen Denken prinzipiell unübersteiglichen Schranken gab.“ (Logik, 189) Alles Irdische und sinnlich Wahrnehmbare, das objektive Sein, hat eine einzige meta-